



Lesereise

Provence

Michael Bengel

*Farbenspiel im
Schatten des Mistral*

Picus

Michael Bengel

Lesereise Provence

*Farbenspiel im Schatten
des Mistral*

Picus Verlag Wien

Inhalt

Der weiße Riese

Zu Fuß auf den Mont Ventoux 9

Sault, 1947

Auskiinfte über den Lavendel 22

Zackig bei Mistral

Wanderungen in den Alpilles 27

Charlotte Rampling nackt in Zimmer 2

Arles und sein Nord-Pinus 41

Der Erfinder der Provence

Léo Lelé in Arles und Fontvieille 45

Das beste Öl der Welt

In Mourières 58

Die Wüste lebt

In der Crau 66

Aus Salon in die Welt

Die Seifensiederei Marius Fabre in Salon 80

Frösche im Laub

In den Marais du Vigueirat 84

Die Ferien des Monsieur Fernandel

An der Côte Bleue 94

Der Tod des Fabio Montale

Jean-Claude Izzos Marseille 104

Der Mann aus Aix

Spurensuche um Cézanne 118

Wo endet das Land?

In den Alpes-de-Haute-Provence 124

Der weiße Riese

Zu Fuß auf den Mont Ventoux

Wenn drei dasselbe tun, ist es noch lange nicht dasselbe, vor allem, wenn Jahrzehnte und Jahrhunderte dazwischen liegen, so wie hier: 1336, 1865, heute. – »Heute habe ich den höchsten Berg dieser Gegend bestiegen, den man nicht unverdientermaßen Ventosus, den Windigen, nennt. Dabei trieb mich einzig die Begierde, die ungewöhnliche Höhe dieses Flecks Erde durch Augenschein kennenzulernen.« So schrieb der junge Geistliche und Dichter Francesco Petrarca tief in der Nacht am 26. April des Jahres 1336 im Brief an einen väterlichen Freund fern in Paris. Noch war die Dienerschaft damit beschäftigt, dem Herrn ein spätes Nachtmahl zu bereiten, da hatte sich der Zweiunddreißigjährige bereits zurückgezogen, »um dir dies hier in Eile und aus dem Stegreif zu schreiben, damit nicht, wenn ich es aufschöbe, durch Ortsveränderung etwa die Gemütsbewegung sich wandle und so der Vorsatz zum Schreiben verbrause.« – So danken wir ihm nun das erste Zeugnis einer solchen Unternehmung.

Auch 1865 war der Aufstieg noch ein mühevolleres Unternehmen. »Wir waren unser acht«, berichtete der Lehrer, Dichter, Maler und begnadete Insektenforscher Henri Fabre über die Besteigung

im August, »bei dreien war die Botanik die treibende Kraft, die fünf anderen lockte die Bergtour und das Gipfelpanorama. Aber keiner jener fünf, denen das Studium der Pflanzen nichts sagte, hat nachher den Wunsch geäußert, mich nochmals zu begleiten. Denn tatsächlich, der Aufstieg ist beschwerlich, und ein Sonnenaufgang entschädigt nicht für die ausgestandenen Strapazen.«

Heute führen Straßen auf den Gipfel, die Bergtour wird zur Ausflugsfahrt, das Gipfelpanorama zur Belohnung für die sachten Mühen am Volant. Wohl ein halbes Dutzend Mal schon hatten wir auf diesem Weg den Mont Ventoux befahren, im Frühjahr halb im Schnee des Mont Serein, während in den Höhentälern der Dentelles de Montmirail bereits die Aprikosen blühten, im Sommer auf der Flucht vor der sengenden Hitze, im Herbst, als an den Hängen des Ventoux das Weinlaub sich verfärbte: Einmal sahen wir den Gipfel über einem Ozean aus Wolken, weiß wie Watte bis zum Horizont; einmal bei Mistral mit einem Fernblick, in dem die Gletscher des Montblanc-Massivs funkelten und der in der Gegenrichtung eine Ahnung von den Pyrenäen bot. An solchen Tagen wussten wir: Wir würden einmal auch den Berg zu Fuß bezwingen. Wir hatten Fabre und Petrarca oft genug gelesen, um ihre Fährte aufzunehmen. Und wenn wir wohl auch auf getrennten Wegen wandern würden, so doch immerhin zum selben Ziel.

Petrarca aus dem italienischen Arezzo, geboren 1304, war schon als Kind ins Venaissin gekommen, wo sein Vater Dienst tat als Notar am Papstpalast

zu Avignon. Der Kosten wegen lebte man in Carpentras; das war nicht so splendid und spleenig wie die Kapitale. Nach Studien in Montpellier und in Bologna, nach Aufhalten in Paris und Flandern kehrte er zurück nach Avignon. Dort traf er wieder auf den Riesen seiner Kindheit und nahm es endlich mit ihm auf: »Dieser Berg aber, der von allen Seiten weithin sichtbar ist, steht mir fast immer vor Augen.«

Oben wurde ihm der Mont Ventoux zur emblematischen Erfahrung: »Wohl aber liegt das Leben, das wir das selige nennen, auf hohem Gipfel, und ein schmaler Pfad, so sagt man, führt zu ihm empor.« So modern er auch als Dichter wurde: Hier war er ganz der Mann des Mittelalters, der jegliche Erscheinung als ein Zeichen Gottes nahm.

Für Fabre, den Gelehrten aus dem nahen Sérignan, mochte der Ventoux so etwas wie ein Hausberg sein. So maßvoll, wie er im Privaten war, so maßlos war er bei der Arbeit. »Groß wie ein Schnupftuch« war sein Tisch, schier unermesslich aber, was er daran schuf: Hundert Werke für die Schule, die zehn berühmten Bände mit insektenkundlichen Erinnerungen (»Souvenirs Entomologiques«), siebenhundert Aquarelle zu den Pilzen seiner Heimat, die Pflanzen aufbewahrt in Dutzenden Herbarien, die Muscheln, Schnecken, Käfer und Insekten zahllos in Regalen. Heute preist man ihn, der dichten Schilderungen wegen, als Homer und Vergil der Insekten. Und dennoch war er ganz ein Mann des 19. Jahrhunderts und seiner geltenden Methode. Was ihn trieb, war der positivistische Blick – nichts mehr von

Bekenntnis oder gar Bekehrung: »Der Mont Ventoux lässt sich am besten mit einem Haufen jenes Schotters vergleichen, den man zum Unterhalt der Straßen benötigt. Denkt euch diesen Haufen zweitausend Meter hoch, gebt ihm eine entsprechende Basis, bekleidet den weißen Kalkfelsen mit dunklen Wäldern, und ihr könnt euch von diesem Berg eine ziemlich genaue Vorstellung machen.« So lautet sein Bericht. Und maßlos wie in allem war er auch mit dem Ventoux: Der Aufstieg im August des Jahres 1865 war sein dreiundzwanzigster!

Und wir? Wir hatten tags zuvor noch auf dem Felsenhügel von Orange gestanden, zur warmen Nacht hoch über dem Rund des antiken Theaters. »Carmen« stand auf dem Programm, die Stadt war von Besuchern überfüllt, sogar am Rand des Felsens drängten sich die Menschen. Und während noch hier oben einzig die Zikaden sangen, sahen wir mit einem Mal im letzten Dämmerlicht den kahlen Gipfel des Ventoux. Dann wischte über Nacht ein Zipfel vom Mistral die schwüle Hitze und den Dunst vom Himmel wie bestellt, und wir vereinbarten im Les Florets in Gigondas, dass wir vielleicht zum Abendessen etwas später kämen. Wir kamen mit Verspätung, sonnenverbrannt und hungrig, doch wir kamen vom Ventoux – wie Fabre und Petrarca.

Als wir das Auto nah am Brunnen in den Schatten stellten, schlug im Turm von Sainte Colombe die Glocke eben zehn. Die Hauptstraße am Südhang, von Bédoin, dem Nachbardorf, hinauf zum Mont Ventoux, heißt Avenue du géant de Provence,

sie wurde 1882 eingeweiht, und eben hier in Sainte Colombe begann der Festzug auf den Gipfel, zum ersten Mal mit Kutschen und Kaleschen. Dort glaubte ein Professor Alayac sich mit gelehrten Artigkeiten bei den Leuten einzuschmeicheln, die zu Fuß gekommen waren: »Die wenigen Bewohner, die hier leben«, sagte er in seiner Rede, »sind misstrauisch, da sie abgeschieden in den Wäldern leben, die noch durch Wölfe bewohnt und durch Räuber besucht werden.« Ob sie es nur dem Sturmwind überlassen haben, den Professor auszupfeifen?

Erst 1932 gab es auch am Nordhang eine Straße von Malaucène, von wo Petrarca aufgebrochen war, und 1950 eine weitere von Sault. Für uns genügt ein kleiner Weg, schnörkellos die Flanke hoch: Chemin des fébriers et du Ventoux. Er bringt uns am Friedhof vorüber, vorbei an Wein- und Kirschantagen, dann sehen wir im Dunst zum ersten Mal das Ziel: den kahlen Gipfel mit dem weißen Turm, ein leichter Wolkenfetzen hängt wie eine Wetterfahne am Antennenmast. »Ventosus« nannte man den Berg bereits im Mittelalter, und keiner ist so windig wie der Mont Ventoux. 1967 maß man hier im Februar dreihundertzwanzig Stundenkilometer, das ist französischer Rekord. Vom Westen tost hier der Rousau, vom Osten der Levant, vom Meer kommt der Marin, vom Norden ihrer aller Meister, der Mistral, der kalte Wind aus dem Zentralmassiv, der sich hier noch einmal abkühlt, ehe er durchs Tal der Rhône weitertobt. Anderen zufolge ist der Name weitaus älter und stammt vom keltischen Begriff »vintur«, der aus antiker Zeit schon

überliefert ist. Vintur: Das meint den weißen oder schneebedeckten Gipfel, und auch das passt gut zum Mont Ventoux. Das weiße Kalkgestein des kahlen Gipfels sieht von Weitem aus wie Schnee, und vom späten Herbst bis weit ins Frühjahr liegt tatsächlich Schnee auf dem Ventoux.

Man nennt ihn »Wächter der Provence«, weil die Provence und mehr von hier zu überblicken ist: ein Felsmassiv von fünfundzwanzig Kilometer Länge, fünfzehn Kilometer breit, das ohne Vorgebirge und Terrassen weithin sichtbar aus dem flachen Umland bricht, tausendneunhundertneun Meter an der höchsten Stelle. Dreihundertfünfzig Meter hoch liegt Bédoin, wo Henri Fabre aufgebrochen ist; wir haben mit dem Start in Sainte Colombe noch hundert Höhenmeter wettgemacht. Jetzt fehlen uns noch etwa tausendvierhundertfünfzig. Es geht auf weißem Schotter durch den ersten Niederwald, vorbei an Pinien und kleinen, zähen Kermeseichen, am Boden Buchsbaum, Thymian und Stechginster. Die Piste ist als Wanderweg markiert, seine weiß-roten Balken bestätigen uns die Richtung, die wir von der Karte kennen: immerfort bergauf.

Nach einer Stunde nähern wir uns dem Massif des Cèdres. An der Höhe 839 berühren wir kurz einen alten Asphaltweg, dann geht es steil hinauf im Zedernwald. Als Fabre unterwegs war, hieß der Mont Ventoux noch bitter »Mont Pelé«, geschälter Berg, und sah auch ganz so aus: Die Menschen an den Hängen hatten ihn Jahrhunderte hindurch geplündert, abgeholzt, gerodet und versengt. Mit Feuer schuf man neue Weideflächen, wenn die al-

ten ganz und gar verbissen waren; rund achtzigtausend Schafe grasten um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts am Ventoux (verglichen mit dreitausend heute), die Schweine und die Ziegen nicht zu erwähnen; mit dem Holz der alten Wälder heizte man die Häuser, deren Balken man zuvor am selben Ort geschlagen hatte, und aus den Kalköfen und Glasschmelzen des Umlands stiegen sie als Rauch zum Himmel. Fabre hat den Umschwung noch erlebt, die großen Aufforstungsbemühungen mit Schwarzkiefern aus Österreich, mit Eichen, Buchen und mit Zedern aus dem Atlasgebirge Marokkos.

Heute trägt der »Mont Pelé« an seinen Flanken wieder einen dichten Hochwald, in dem sich eine reiche Fauna angesiedelt hat mit Mufflon, Dachs und Gämse. Wir sehen freilich nur Kaninchenkötel unter den Maulbeerbäumen. Doch mehr denn je gilt Fabres Satz von einst: »Ein halber Tag senkrechten Aufstiegs lässt vor unseren Blicken eine Folge von Pflanzentypen vorüberziehen, denen man sonst nur während einer langen Reise von Süd nach Nord, demselben Längengrad entlang, begegnen würde.«

Bei etwa neunhundert Metern kommt auch uns der Pflanzenwuchs bekannt vor; die Eichen weisen Blätter auf, wie wir sie kennen, Ahorn wächst wie nebenan, bald ist der Boden überall mit weichem Gras gepolstert, und die Pinien verwandeln sich in Kiefern, dazwischen immer noch Lavendel. An der Höhe 989 berühren wir erneut den asphaltierten Forstweg, hier steht ein weißes Wetterhäuschen

und trägt an seiner Seite eine Nachricht angezweckt, den Hinweis auf ein kleines Wandererdrama: »Wir waren hier um zehn vor acht, keiner da. Jetzt zelten wir. Morgen Treffen wie besprochen, pünktlich halb acht an der Kirche. *Bonne route!*«

Um zwölf Uhr mittags sind wir schon der größten Hitze in der Ebene entronnen, auch jagen Wolken­schatten über das Geröll der Hänge, die wir immer öfter über uns entdecken. Unser Wasser in den emaillierten Flaschen gluckert noch beruhigend bei jedem Schaukelschritt. Es ist nicht viel, was wir uns mitgenommen haben, einen Liter für jeden von uns. Wir wissen aber: Oben gibt es alles frisch im kleinen Gipfelrestaurant.

Wir sind elfhundert Meter hoch, als wir die Zisterne 233 passieren. Sie trägt die Aufschrift: »Prélèvement d'eau interdit«, Wasserentnahme verboten. Hier fließt kein Bach, und nur ganz selten trifft man eine Quelle am Ventoux. Das Karstgestein verteilt die Wasser unterirdisch, bei Malaucène entspringt die schon zur Römerzeit berühmte kalte Quelle von Groseau, und sogar zum mehr als dreißig Kilometer weit entfernten Schauspiel der Fontaine de Vaucluse soll der Ventoux sein Wasser schicken.

Jetzt steigt der Weg vorbei an blanken Kalksteinwänden, dreihundert Höhenmeter aufwärts durch das lockere Geröll der Combe Fiole, eine der Schmelzwasserkerben unterhalb der Baumgrenze. Noch einmal folgt darauf ein unverhofftes Stück von Buchenwald, der dunkelbraune Boden voller Risse und Schründen, doch auf wunderbare Weise feucht, dazu wie tausendfach gesiebt. Da strotzt

das Buchenlaub vor Saft, und dicke Eckern prangen an den Zweigen. Hier wachsen Buschwindröschen, Schlehenarten, Kiefern mit buschigen Nadeln und grauen Flechtenbärten im Gehölz. Um ein Uhr berühren wir zum letzten Mal die Straße, dann stolpern wir durch weiße Schotterhänge, immer wieder treten wir Geröllgeschiebe los, das prasselnd in die nächste Mulde rutscht, als stünden unten Arbeiter vom Straßenbau bereit, um alles zu verladen. Eidechsen huschen vereinzelt vorüber wie Meldegänger des Ventoux. Hier liegt ein bleicher Schädelknochen im Gestein, dort ein Hammelkiefer ohne Zähne; der Stechginster zerkratzt uns die schweißnassen Beine. Dann haben wir den letzten Baum erreicht, jetzt gleißt der weiße Schotter in der Sonne, und nichts huscht länger grün durch das Gestein, nur Spinnen gibt es noch dazwischen, die sich erschreckt verziehen, wenn unser Schatten sie berührt. Es ist viertel vor zwei, nichts liegt mehr zwischen uns und den Antennenbauten auf dem Gipfel, nur eine gute halbe Stunde noch – und dreihundert Höhenmeter.

Dann sind auch die bezwungen, und wir sind ganz auf Fabres Spur: in der Chapelle Sainte-Croix wie er, freilich einem Nachfolgebau vom Anfang unseres Jahrhunderts. Die erste hatte Pierre de Valetariis, der Bischof von Carpentras, um 1500 auf dem Gipfel bauen lassen als Gelegenheit zur Einkehr, auch Unterschlupf für Wanderer in Not. Und Petrarca? Er hatte seinen Augustinus im Gepäck, für das er freilich einen Diener hatte, und rief im Blick zurück noch Gott als seinen Zeugen an, dass

er tatsächlich diesen Satz aus den »Bekennnissen« beim Seitenstechen aufschlug und verlas: »Und es gehen die Menschen, zu bestaunen die Gipfel der Berge und die ungeheuren Fluten des Meeres und die dahinfließenden Ströme und den Saum des Ozeans und die Kreisbahnen der Gestirne – und haben nicht acht ihrer selbst.« – Las es, schloss sein Buch im Zorn darüber, dass er Irdisches bewundert habe, stieg hinab und sprach kein Wort mehr, bis er unten war; und fortan war der Berg ihm klein, verglichen mit der Höhe menschlicher Betrachtung.

Auch uns gewährt der Berg Gelegenheit zu menschlicher Betrachtung: Hier oben auf dem Parkplatz, zwischen Kräuterbonbons und Souvenirs im Unterbau der weißgestrichenen Relaisstation, werden wir zu ganz gewöhnlichen Touristen, wie sie scharenweise aus dem Auto klettern, schlecht gerüstet für den Riesen der Provence, fröstelnd für ein schnelles Foto. Anerkennung finden nur die Radrennfahrer, die man in den letzten Serpentine überholt hat. Ein bunter Pulk von ihnen hat soeben mit begeistertem Hallo das kleine Restaurant Vendran gestürmt: Sie haben die Strapaze hinter sich gebracht, jetzt feiern sie das Wiedersehen mit den Ehefrauen, Kindern oder Freundinnen, die mit dem Auto hinterhergefahren sind. Einem hängt die Haut in Streifen von der Schulter, aber alle sind sie gut gelaunt und stellen erst einmal die Küche auf die Probe: Zwanzigmal das *entrecôte frites*, schafft ihr das? Nichts von Raumfahrtkost und Müsliriegeln in den Satteltaschen, nichts von isotonischen Getränken, dafür Wein mit schmeichelhaften Höhen-

metern auf dem Etikett: Cuvée du Sommet, daneben groß die »1912«. Draußen steht nur »1909« auf einem Schild an der Antenne, und die Wanderkarte gibt sich diplomatisch: »1910«.

An den Wänden hängen alte Fotos von den ersten Autorennen über den Ventoux. Beim ersten Rennen, 1902, betrug die durchschnittliche Geschwindigkeit des Siegers erstaunliche sieben- undvierzigeinhalb Stundenkilometer, beim letzten Rennen 1973 waren es schon 142,278. Dann gab man diese Konkurrenz der Sicherheit zuliebe auf. Dafür zählt die Überwindung des Ventoux im Radsport zu den Höhepunkten großer Strecken wie der Tour de France. Dreizehnhundert Meter unterhalb des Gipfels hat der mörderische Berg sogar sein Denkmal: Hier war es, wo Tom Simpson starb, 1967, in der brüllenden Hitze des 13. Juli, an einem Freitag obendrein, tatsächlich bei der dreizehnten Etappe dieser Tour de France. Doch nicht Aberglauben war sein Schicksal, sondern Doping. Der Weltmeister des Jahres 1965, in seiner Heimat England zum Sportler des Jahres gekürt, hatte sich halb arglos an Amphetaminen und Rotwein versucht und starb an jenem tödlichen Gemisch aus Hitze, dünner Luft und falschem Ehrgeiz. Jetzt ehrt ihn dessen ungeachtet seine steinerne Silhouette, und die Radsportfreunde legen vor dem Denkmal krumme Speichen, aufgeplatzte Schläuche, Flaschen und zerrissene Bremszüge ab wie Weihegaben oder schreiben mit dem Bleistift Grüße auf die weißen Brocken des Gerölls. Wo gar nichts wächst, kann niemand Kränze flechten. Und wann immer

die Tour einen Höhepunkt braucht, zuletzt bei der einhundertsten Rundfahrt 2013, quälen sich die Jungs den Mont Ventoux hinauf, vorbei an Simpsons Denkmal. Die meisten Sieger dabei ähnlich unredlich gerüstet wie der Tote.

Andere sterben mitunter allein, wie jener Alte, dessen Kumpel uns im Tal den Zwischenfall erzählt: Kriegt mit siebenundsechzig Jahren einen Herzschrittmacher, aber will der Welt beweisen, dass er immer noch der Alte ist, fährt mit dem Rad hinauf und fällt dann tot vom Sattel: »Er wollte sterben«, sagt uns sein *copain*.

Es ist drei Uhr, als wir die Wasserflaschen wieder füllen. Ein wenig Brot und ein Salat mit Knoblauchcroutons und gewürfeltem Käse, dazu ein wohldosiertes Bier: So haben wir die Zeit genutzt. Dann stolpern wir hinab.

Die Suche nach der Variante, nach dem fremden Weg hinunter, geben wir bald auf, nachdem wir einige Hundert Meter durch die Schotterhalden gerutscht sind, weil die Karte eben hier mit blauem Strich uns einen Wanderweg beweisen wollte. Wozu auch einen zweiten Weg? Er führte doch nur geradewegs hinab, bis uns zuletzt die Knie schlottern! Die erste Distel nach der Mondlandschaft des Kalkgeriesel begrüßen wir als irdisches Wesen.

So wählen wir den Abstieg durch die Combe Fiole, ein zweites Mal vorbei an der Zisterne, vorüber an der *poste météo*, noch einmal durch den Zedernwald und dann hinab in die Hitze des Tals, als glitten wir in eine warme Wanne. Als wir die Bar in Sainte Colombe erreichen, begrüßt uns von der

Kirche her das Abendläuten: sechs Uhr. Das Thermometer zeigt vierunddreißig Grad. Oben haben wir auf die Hitze nicht geachtet, doch wir wissen, dass der Unterschied zehn Grad betragen kann.

Ein *Vichy menthe* auf der Terrasse zur Belohnung. Dann ziehen wir Bilanz: acht Stunden unterwegs, vier Blasen, gleich verteilt auf Fersen und die kleinen Zehen rechts und links. Ein Abenteuer ist der Aufstieg auf den Mont Ventoux gewiss nicht mehr, nur eine mühevoll Plackerei. Doch immerhin: Von unten aus betrachtet, aus der Ferne, hat er seine Aura wieder, die Frédéric Mistral beschrieben hat, der Sänger der Provence: »Ventoux, den der Donner pflügt, Ventoux, verletzbar erhebt er, auf seinen Hügeln kauern, sein weißes Haupt bis zu den Sternen.«

Als wir ihn vom Kirchplatz aus zum letzten Mal mit Blicken suchen, hat er seine Wolkenkappe abgelegt und zeigt uns seinen kahlen Schädel. Und wir denken uns dabei, er will uns grüßen.